

Wolfgang Hallet

Mehr als Worte. Der Text als semiotische Einheit

Der vorliegende Beitrag versteht Texte als stets an soziale und kulturelle Handlungskontexte gebunden und betrachtet sie in der Bezugnahme auf die theoretischen Annahmen der Social Semiotics in ihrer Funktionalität in sozialen und kulturellen Prozessen der Repräsentation und Kommunikation. Aus diesem funktionalen und semiotischen Ansatz folgt auch, dass der Textbegriff auf andere semiotische Modi jenseits der Wortsprache und deren Zusammenspiel (Multimodalität) erweitert werden muss. Nur dann lassen sich die kulturellen Formen und Prozesse der Repräsentation und der Kommunikation angemessen und in ihrer ganzen Bandbreite erfassen.

1. Der Text als Äußerungseinheit

‚Text‘ ist im diskursiven Alltag eine für gewöhnlich kaum verhandelte, erst recht nicht problematisierte Kategorie; dafür ist sie gleichsam zu allgegenwärtig und zu ‚natürlich‘. Die Produktion von Texten ist eine hochgradig automatisierte, soziale und kommunikative Alltagspraxis, nicht zuletzt in Gestalt einer unvorstellbar großen Zahl der medial vermittelten Texte in den klassischen Funkmedien und in den elektronischen Umgebungen und Netzen des Internets. Wahrscheinlich werden gerade in digitaler Form mehr Texte von mehr Menschen produziert als jemals zuvor, und nicht zuletzt deshalb hat der Begriff des Textes in das Alltagslexikon als allgemeine Bezeichnung für kürzere Wortnachrichten in den sog. sozialen Medien und *text messengers* Eingang gefunden, offenbar mangels genauerer generischer Begrifflichkeiten und aufgrund seiner Kompaktheit, auch als Verb ‚texten‘ oder als *texting* im Englischen.

Es ist sinnvoll, sich an diese Alltäglichkeit und Allgegenwart von Texten im Sinne von ‚Äußerungen‘ zu erinnern (“the text as utterance”),¹ weil sich von hier aus die Dimensionen eines jeden Textes besser erschließen, die zur Bestimmung des Textbegriffs hilfreich und erforderlich sind. An

¹ Mikhail M. Bakhtin: „The Problem of the Text in Linguistics, Philology, and the Human Sciences. An Experiment in Philosophical Analysis“. *Mikhail M. Bakhtin. Speech Genres and Other Late Essays*. Hg. Caryl Emerson. Austin 1986, S. 103-131, hier S. 104.

den kurzen einführenden Bemerkungen lässt sich erkennen, dass dazu auf jeden Fall die kulturelle und soziale Leistungsfähigkeit, aber auch die passgenaue, situativ oder kontextuell angemessene Wahl der Form eines Textes gehört. Von all dem soll in diesem Beitrag die Rede sein, wenn ein semiotischer Zugang im Sinne der *Social Semiotics* annonciert wird: Die textuelle Form ist eine Funktion der Generierung von Bedeutungen mittels Zeichenarrangements (mit Bakhtin: “any coherent complex of signs”²) in einem gegebenen sozialen oder kulturellen Kontext. Letztlich lässt sich in einem solchen dialogisch-diskursbasierten Textverständnis ‚Textualität‘ erst bestimmen; sie wird gewonnen aus der Verbindung zwischen der einzelnen Äußerung (im Englischen: *discourse* mit kleinem ‚d‘) und anderen Äußerungen, auf die sie verweist und antwortet oder die sie evozieren möchte (“the dialogic relationships among texts and within the text”³), die Äußerungsmenge also, die man ‚Diskurs‘ nennt (*Discourse* mit großem ‚D‘):

The meaning of a text does not come into being until it is actively employed in a context of use. This process of activation of a text by relating it to a context of use is what we call discourse.⁴

Diskurse jedoch bestehen nicht bloß aus einer Menge von Wörtern oder sprachlichen Hervorbringungen, sondern erzeugen zugleich, wie wir seit Foucault wissen, kulturelle und gesellschaftliche Formationen, Wissensformen und Machtverhältnisse:

In order to understand a text, one has to understand what the text is responding to or against. This existing prior language, accumulated over the life of a discourse community, has been called Discourse with a capital D. Discourses, in this sense, are more than just language, they are ways of being in the world, or forms of life that integrate words, acts, values, beliefs, attitudes, and social identities.⁵

Erst die von Foucault begründete Vorstellung von ‚Diskurs‘ kann also die Sinnhaftigkeit einzelner Äußerungen erklären, aber auch deren

² Ebd., S. 103.

³ Ebd., S. 105.

⁴ Peter Verdonk: *Stylistics*. Oxford 2002, S. 18.

⁵ Claire Kramsch: *Language and Culture*. Oxford 1998, S. 61.

Performativität: Einzelne Äußerungen – Texte – erzeugen im Diskurszusammenhang auf symbolische Weise genau die Wirklichkeit, von der in ihnen die Rede ist, allerdings nicht immer (nur) intentional: In Texten als einzelnen Äußerungsakten stellen sich – gewissermaßen hinter dem Rücken der Aktanten – interindividuelle, einzeltextübergreifende Bedeutungen und Redezusammenhänge mit mehr oder weniger genau bestimmbarer thematischer Kohärenz ein. Texte gehören also stets Äußerungsensembles an, in denen sich die in einer Gesellschaft verhandelten Themen und Problematiken sowie das verfügbare Wissen darüber herausbilden. Ein Diskurs kann also definiert werden als „das System des Auftauchens der Gegenstände, der Erscheinung und Distribution der Äußerungsweisen, der Platzierung und Dispersion der Begriffe, der Entfaltung der strategischen Wahlen.“⁶ Mithilfe einer *Archäologie des Wissens*⁷ lassen sich solche Prozesse der Herausbildung einer diskursiven Kohärenz und ganzer Diskurse beschreiben:

In dem Fall, wo man in einer bestimmten Zahl von Aussagen ein ähnliches System der Streuung beschreiben könnte, in dem Fall, in dem man bei den Objekten, den Typen der Äußerung, den Begriffen, den thematischen Entscheidungen eine Regelmäßigkeit (eine Ordnung, Korrelationen, Positionen und Abläufe, Transformationen) definieren könnte, wird man übereinstimmend sagen, daß man es mit einer *diskursiven Formation* zu tun hat.⁸

Solche Regelmäßigkeiten geben nicht nur Aufschluss über sprachliche und kommunikative Formen des Sagens, das in einer Gesellschaft verfügbare kulturelle Wissen und das jeweils Sagbare. Vielmehr lässt sich erst aus dem Diskurs auch bestimmen, auf welche Weise Textproduzent_innen und ihre textuellen Äußerungen an einem Diskurs teilhaben (Öffentlichkeit, Spezialist_innen, eng bestimmbare soziale Gruppen usw.), welche Position eine einzelne Äußerung in einem Gesamtdiskurs einnimmt und auf welche Weise ein Text zur Formation eines Diskurses beiträgt. Anders gesagt: Die Bedeutung eines jeden Textes ergibt sich aus seiner Beziehung zu und seiner Stellung inmitten anderer Texte.

⁶ Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt/Main 1973, S. 115.

⁷ Ebd.

⁸ Ebd., S. 58. Hervorhebung im Original.

Diese Kontextualität von Texten begründet jedoch auch die Konventionalität und Regelhaftigkeit ihrer sprachlich-textuellen Gestalt und Struktur gerade auch dann, wenn Spontaneität oder Formlosigkeit zu dominieren scheinen, wie z.B. beim sozialen Smalltalk. Gunter Kress⁹ führt ein (empirisches) Beispiel für einen Text an, der auf den ersten Blick und scheinbar wegen des offenen Verlaufs, seiner Elliptik oder seiner fehlenden Kohärenz unseren Vorstellungen von einem strukturierten, kohärenten ‚Text‘ zuwiderläuft:

Mike: Oh, g'day John! How's things?
John: Hi, Mike, not too bad, not too bad. How's things with you?
How's work?
Mike: Can't complain, can't complain, be going on holiday soon.
By the way, how's Mary and the kids?
John: Good, really good actually. Well look, got to dash, good seeing you – catch up with you later.
Mike: Yeah, look, let's have a coffee soon.
John: OK, great; see you then.
Mike: Yeah, see you.

Bei genauerem Hinsehen erkennt man aber den hohen Grad an Konventionalität, der für diese Art der informellen persönlichen Konversation und den Verlauf des Dialogs erforderlich ist, damit er überhaupt zustande kommt und funktioniert. Diese textuellen und diskursiven Regeln betreffen den Gruß zu Beginn, die Erkundigung nach dem persönlichen Befinden und nach der Familie, eine (eher unverbindliche) Verabredung und die Verabschiedung – all dies in einem recht typischen, beinahe vorher-sagbaren Ablauf. Der typische Inhalt und die Verlaufsstruktur haben ihren Ursprung in der spezifischen sozialen Funktion: Der kurze Dialog dient der Bestätigung und Erhaltung einer bestimmten personalen Beziehung zwischen den Beteiligten und schafft genau die soziale Situation, die diesem Zweck dient (die Performativität dieses Textes). Es handelt sich also um einen Text mit einer erkennbaren, wiederholbaren, aber auch variierbaren Form:

⁹ Gunter Kress: „Genre as Social Process“. *The Powers of Literacy. A Genre Approach to Teaching Writing*. Hg. Bill Cope/Mary Kalantzis. London/Washington D.C. 1993, S. 22-37, hier S. 24.

This exchange constitutes a text. Its origin is entirely social, as is its function. Its characteristics are specific to a particular cultural group, though in a more general form it is common to very many cultures. It is entirely conventional and recognisable, that is, it is a text with a recognisable and repeatable structure, with a particular way of expressing (coding) social relationships.¹⁰

Wenngleich die Fokussierung auf Texte als Äußerungseinheit im Diskurs das Augenmerk vom Text selbst wegzulenken scheint, so verhält es sich doch, ganz im Gegenteil, gerade so, dass sich die Formen und Funktionen aller einzelnen Elemente eines Textes erst aus deren kontextueller Funktion ergeben: Alle sprachlichen Formen in dem oben zitierten kleinen Dialog bis hin zur Verletzung schriftsprachlicher Strukturen und Regeln (z.B. im “How’s things?”) ebenso wie die Topik (*work, Mary, kids*) ergeben sich gerade erst aus der Funktion der Äußerung in einer gegebenen sozialen Situation; die Lexik und einzelne sprachliche Formen gewinnen Sinn und Bedeutung erst aus der sozialen Einbettung der Äußerung:

Language is realized in the form of individual concrete utterances (oral and written) by participants in the various areas of human activity. These utterances reflect the specific conditions and goals of each such area not only through their content (thematic) and linguistic style, that is, the selection of the lexical, phraseological, and grammatical resources of the language, but above all through their compositional structure. All three of these aspects – thematic content, style, and compositional structure – are inseparably linked to the *whole* of the utterance and are equally determined by the specific nature of the particular sphere of communication. Each separate utterance is individual, of course, but each sphere in which language is used develops its own *relatively stable types* of these utterances.¹¹

¹⁰ Ebd., S. 24.

¹¹ Mikhail M. Bakhtin: „The Problem of Speech Genres“. *Mikhail M. Bakhtin. Speech Genres and Other Late Essays*. Hg. Caryl Emerson. Austin 1986, S. 60-102, hier S. 60.

Im Hinblick auf die weitere Bestimmung des Textbegriffs ist an Bakhtins soziokulturellem Konzept von ‚Äußerung‘ auch entscheidend, dass er dieses an *areas of human activity* knüpft. Wie er ausführt, hat diese Einbettung von Texten in soziale und kulturelle Handlungs- und Diskursdomänen unmittelbare Folgen für den Textinhalt, für das in ihm verwendete sprachliche Repertoire und für die Textstruktur (“compositional structure”). Indem er mit diesen *areas of human activity* korrespondierende “sphere[s] of communication” annimmt, eröffnet er die Vorstellung, dass Texte stets auch Teil ganzer (ebenfalls kulturell erzeugter) Textordnungen sind, die er unter dem Gesichtspunkt der generischen Form (*speech genres*) als *primary* und *secondary genres* klassifiziert. Als *primary (simple) genres* bezeichnet er die textuellen Formen der Alltagskommunikation, als *secondary (complex) genres* die literarischen und wissenschaftlichen Formen der Weltdarstellung und -kommunikation.¹² Ausdrücklich erwähnt er,¹³ dass Romane Formen der Alltagskommunikation literarisch verarbeiten und als literarisierte Formen in die Alltagskommunikation zurückspielen, sodass eine Konversation, ein Telefongespräch oder ein Brief im Roman sozusagen Texte zweiter Ordnung sind, ebenso wie sprachwissenschaftliche Abhandlungen zu diesen textuellen Formen.

Für Texte, so kann man jedenfalls folgern, lassen sich je nach Zweck und Kontext (also z.B. epistemologisch oder disziplinär) Textordnungen beobachten oder konstruieren, die auf den grundsätzlich dialogisch-intertextuellen Charakter aller Texte verweisen.¹⁴ Literaturwissenschaftliche Textordnungen beispielsweise könnten in Anlehnung an Bakhtin Texte unterscheiden als solche

- erster Ordnung: Texte und Formen der Alltagskommunikation;
- zweiter Ordnung: Texte und Formen der Alltagskommunikation in literarischen Texten;
- dritter Ordnung: Reflexionen und Verhandlungen über literarische Texte in fiktionalen Texten (Metafiktion¹⁵);

¹² Ebd., S. 61f.

¹³ Ebd., S. 62.

¹⁴ Vgl. Bakhtin: „The Problem of the Text“ (wie Anm. 1).

¹⁵ Vgl. umfassend: Doris Pichler: *Das Spiel mit Fiktion. Ästhetische Selbstreflexion in der italienischen Gegenwartsliteratur. Eine Typologie metafiktionaler Erzählverfahren*. Heidelberg 2011.

- vierter Ordnung: literaturwissenschaftliche oder literaturkritische Abhandlungen (Rezensionen etc.) über die vorgenannten Texte auf verschiedenen Ordnungsebenen sowie deren Verhältnis zueinander.

Solche Textordnungsgefüge haben u.a. das Potenzial, die Rolle und Position von Texten in kulturellen Kontexten und Prozessen zu bestimmen und darüber nicht zuletzt gewissermaßen textuelle Hierarchien und Machtgefüge zu erfassen und zu beschreiben.

2. Sozial-semiotische Texttheorien

Die Gebundenheit aller Äußerungen und Texte (im umfassenden Sinn) an kulturelle Sphären und Diskursdomänen, ja, deren diskursive Konstituierung durch Texte ist im Grunde genommen die zentrale Annahme, auf denen auch sozialsemiotische Theorien der textbasierten Kommunikation gründen. Dieses Text-Konzept ist von Michael A. K. Halliday in einer sozial-semiotischen Sprachtheorie¹⁶ und in seiner systemisch-funktionalen Linguistik¹⁷ grundgelegt worden. Halliday¹⁸ benennt für sprachlich-diskursive Einheiten drei Funktionen, die für alle Äußerungen gelten sollen, die eine kommunikative Leistung im Diskurs erbringen und als Äußerungseinheiten erkennbar sein sollen (daher: *metafunctions*). Diese drei Funktionen (oder: *meanings*) sind:

- *Ideational function*: Damit wird die Tatsache bezeichnet, dass Texte Repräsentationen sind, dass sie also Inhalte und Informationen kommunizieren; sie besitzen einen inhaltlich-thematischen Kern, geben Informationen und Wissen weiter und leisten auf diesem Weg einen Beitrag zu einem Diskurs.
- *Interpersonal function*: Mit dieser Funktion wird die soziale Dimension einer textuellen Äußerung benannt. Diese beruht darauf, dass im Prozess der Hervorbringung eines Textes eine

¹⁶ Michael A. K. Halliday: *Language as Social Semiotic. The Social Interpretation of Language and Meaning*. London 1978.

¹⁷ Michael A.K. Halliday: *An Introduction to Functional Grammar*. London 2010.

¹⁸ Halliday: *Language* (wie Anm. 16), S. 128ff.; Halliday: *Functional Grammar* (wie Anm. 17), S. 29ff.

Beziehung zwischen den an einem Kommunikationsakt Beteiligten hergestellt wird und dass, wie es Bakhtin sagte, Äußerungen stets in einer *area of human activity*, also in einer sozialen Sphäre oder einer kulturellen Domäne angesiedelt sind. Diese Einbettung in einen sozialen Kontext und die soziale Beziehung der Beteiligten determinieren auch immer die Art und Beschaffenheit des Textes selbst. Dies betrifft von der Wahl einer generischen Form der Äußerung (Telefonanruf, Brief, *text message*) bis zu einzelnen sprachlichen Mitteln auf der Ebene der Lexik oder des Stils alle Merkmale eines Textes. Wie der eingangs zitierte kurze informelle Dialog unter Kollegen zeigt, entscheiden diese textuellen und sprachlichen Merkmale umgekehrt auch über die Art der sozialen Beziehung, die der Text stiftet, fortschreibt oder beeinträchtigt;

- *Textual function*: Damit wird die Tatsache benannt, dass die Zeichen eines Textes und seine einzelnen Elemente so organisiert sein müssen, dass aus ihrer Struktur ein textuelles Ganzes entsteht und auf diese Weise eine von anderen abgrenzbare kommunikative Entität mit der entsprechenden Kohärenz erzeugt wird. Diese textstrukturelle Funktion ist die Voraussetzung dafür, dass eine Zeichenmenge als abgeschlossene Äußerungseinheit wahrgenommen wird, aber auch dafür, dass die Äußerung für die Beteiligten als einem bestimmten Texttyp zugehörig erkennbar ist.

Entlang dieser drei sehr allgemeinen Metafunktionen lassen sich im Grunde alle Genres in ihrer Spezifik und ihren textuellen und sprachlichen Besonderheiten näher bestimmen; denn immer sind mit dieser Art von *language in use*¹⁹ spezifische Themen und Inhalte, eine soziale Situation oder Interaktion und eine bestimmte textuelle Struktur verbunden.

Die mit diesen drei Metafunktionen korrespondierenden sozial-kontextuellen Zuordnungen fasst Halliday²⁰ als Konstituenten des *register* auf, also derjenigen Merkmale eines jeden Textes, die diesen einer *area of human activity* zuordnen:

¹⁹ Vgl. Halliday: *Language* (wie Anm. 16), S. 129.

²⁰ Ebd., S. 62.

- *field* bezieht sich auf den sozialen und kulturellen Handlungs- oder Erfahrungsraum, in dem die Äußerung angesiedelt ist, also deren Kontext: “Field refers to the ongoing activity and the particular purposes that the use of language is serving within the context of that activity.”²¹ Mit dieser Zuordnung zu einem soziokulturellen Feld sind zugleich immer die dort angesiedelten Diskurse, also Fragen des Themas und des Sagbaren verbunden;
- *tenor* bezeichnet die Art der interpersonalen Beziehung zwischen den an einem kommunikativen Ereignis Beteiligten, die in der Art der Äußerung zum Ausdruck kommt (“interrelations among the participants (status and role relationships”).²² Hier kommen soziale Nähe und Distanz, Hierarchien, konventionalisierte oder institutionalisierte Rollen und der Grad der persönlichen Verbundenheit zum Tragen. Die damit verbundenen Fragen betreffen vor allem soziale Normen und die Angemessenheit oder die Akzeptanz einer Äußerung.
- *mode* ist die mediale Realisierungsform (‘channel’), also z.B. die Unterscheidung, ob eine mündliche, schriftliche oder elektronische Form der Kommunikation erfordert oder zweckdienlich ist.

Es liegt auf der Hand, dass diese drei Faktoren stets im Zusammenspiel miteinander stehen und zugleich unmittelbar auf die *metafunctions* bezogen sind. So beinhaltet z.B. die Entscheidung, eine Person telefonisch (*mode*) zuhause zu kontaktieren, eine gewisse Nähe zwischen den Beteiligten (*tenor*) und zugleich auch die Inhalte, die in diesem persönlich-privaten Raum (*field*) verhandelt werden. Obwohl es zu diesen drei Faktoren kaum niedergelegte Normen oder Regeln gibt, kommt ihnen als Determinanten eines jeden Textes ein hoher Grad an Konventionalität und Vorhersagbarkeit für die Beteiligten zu: “The categories of field, tenor and mode are thus determinants [...] of speaking; collectively they serve to predict text, [...] or [...] to predict what is called register.”²³

Diese semiotische und funktionale Theorie sprachlicher Äußerungen als sozial eingebetteter und abgeschlossener textueller Einheiten sind einerseits in Genre-Theorien (Teil 3) weiterentwickelt worden. Diese

²¹ Ebd., S. 62.

²² Ebd.

²³ Ebd.

gruppieren oder klassifizieren Texte entlang des Zusammenhangs zwischen dem sozialen, kulturellen (auch kulturell spezifischen) und situativen Kontext einerseits und der Mikroebene der lexikogrammatischen Formen als “patterns of meaning in texts” andererseits und bestimmen “the relation between texts and social contexts” als generische Form.²⁴

Andererseits haben sich sozial-semiotische Multimodalitätstheorien (Teil 4) vor allem der Frage der *modes*, also der jeweiligen semiotischen Modi eines Textes angenommen und damit zugleich die Beschränkung des Textbegriffs auf sprachliche Zeichen aufgehoben: Es ist offensichtlich und eine Stärke dieses Ansatzes, dass Hallidays *metafunctions* für Zeichenarrangements aller Art gelten, vom Verkehrszeichen über das Foto bis zum Diagramm. Ein solcher semiotischer Textbegriff ermöglicht die Integration aller möglichen Modi der Repräsentation und Kommunikation sowie deren Zusammenspiel in eine umfassende Untersuchung und Beschreibung der kulturellen Kommunikation in all ihren Formen.

3. Die generische Form textueller Einheiten

Die oben beschriebenen Metafunktionen und die Register-Kategorien stellen auch eine der Grundlagen für die Beschreibung der generischen Form von Äußerungen dar. Der generische Ansatz geht von der Überlegung aus, dass Texte und Äußerungen grundsätzlich und ihrem Wesen nach eine regelgeleitete, strukturierte, kulturell konventionalisierte Form der Kommunikation und der sozialen Interaktion darstellen: “Language always happens as text; and, as text, it inevitably occurs in a particular generic form.”²⁵ Die jeweils verwendeten sprachlichen Formen, Strukturen und Mittel sind durch Funktionalität gekennzeichnet: Es werden diejenigen sprachlichen Mittel und Formen (also Genres, generischen Formen) verwendet, die dem jeweils durch die Partner_innen angestrebten, definierten oder ausgehandelten Zweck der Repräsentation, der Kommunikation und der Interaktion (jedenfalls vermeintlich) am besten dienen. Genres, und zwar literarische wie nichtliterarische gleichermaßen, sind somit textuelle Bausteine, die Diskurse (mit großem ‚D‘) konstituieren und das

²⁴ David Rose/J.R. Martin: *Learning to Write, Reading to Learn. Genre, Knowledge and Pedagogy in the Sydney School*. Sheffield 2012, S. 23.

²⁵ Kress: „Genre“ (wie Anm. 9), S. 36.

soziale und kulturelle Leben der Menschen symbolisch strukturieren und organisieren: “The various genres of discourse, including literary genres, are the specific semiotic functions of text that have social value in the culture.”²⁶

Hallidays funktionale Betrachtungsweise ermöglicht und erfordert daher eine Mehrfachbestimmung dessen, was die generische Form von Texten leistet und in welcher Weise sie konventionalisiert ist. Denn diese Konventionalität erklärt, warum soziale Interaktionen und die mit ihnen verbundenen sprachlich-diskursiven Handlungen in relativ stabilen Formen und nach relativ festen kulturellen und textuellen Mustern ablaufen. Dies gilt für einfache Begrüßungs- und Begegnungshandlungen wie für das in Abschnitt 1 wiedergegebene Beispiel ebenso wie für relativ genau vorher-sagbare Verlaufsstrukturen von Verkaufsgesprächen oder *telephone enquiries*, aber z.B. auch für einfache und komplexere narrative Muster. Auch komplexe Handlungsfolgen wie ein Restaurantbesuch (gemäß dem berühmten kognitiven ‚Restaurantschema‘) oder lebensweltliche Argumentationen in Konfliktsituationen gehören dazu. Genres sind also die diskursiven kulturellen Werkzeuge, mittels derer Individuen in konventionalisierter Weise handeln und interagieren. Im Sinne dieser soziokulturellen Funktion sind Genres also nicht bloß textuelle Muster oder Texttypen, sondern vielmehr kulturell verfügbare, symbolische Ressourcen, mittels derer in interaktional-kommunikativen Akten Bedeutung erzeugt und ausgehandelt, Sinn gestiftet und eine soziale Situation überhaupt erst konstituiert wird. Definitionen von Genres müssen sich also sowohl auf deren kulturelle Leistungen als auch auf die formalen Merkmale und Textstrukturen beziehen.

Genre als interaktionale Verlaufsstruktur. Als Genre lassen sich die Formen und Strukturen bezeichnen, in denen soziale Interaktionen und Kommunikationsakte diskursiv verlaufen und in denen Kommunikationsinhalte strukturiert und vermittelt werden. Genre ist also “a resource for structuring the interaction through which [...] content is communicated.”²⁷ Genres werden einerseits von den Kommunikationszielen und den verwendeten medialen Formen in einem gegebenen sozialen und interaktionalen Kontext bestimmt; andererseits determinieren sie die Art der sozialen

²⁶ Halliday: *Language* (wie Anm. 16), S. 145.

²⁷ Theo van Leeuwen: *Introducing Social Semiotics*. London/New York 2005, S. 126.

Interaktion, in die Individuen eintreten. Daher folgert Kress für die eingangs zitierte kleine Konversation: “The conventionalised aspect of this interaction is what we recognise as being generic, as making this text a particular genre.”²⁸

Genre als textuelle Struktur und Diskursfunktion: Gängigerweise verbinden wir mit dem Begriff des Genres eine Vorstellung von textueller oder diskursiver Form im Sinne einer ‚Textgattung‘, wie sie in den Literaturwissenschaften oder in der Textlinguistik beschrieben wird. Damit sind bestimmte, relativ fest gefügte, meist sehr genau identifizierbare und abstrahierbare Textstrukturen und sprachliche Merkmale gemeint, die einer Gruppe von Texten gemeinsam ist. Als Genre bezeichnen wir also auch die Art und Weise, wie sprachliche Elemente und Zeichen arrangiert werden, um die zu kommunizierenden Inhalte textuell-diskursiv zu strukturieren. Genres sind “a resource for structuring content.”²⁹ Wegen dieser funktionalen Verwendung von Sprache im Diskurs kann man Genres auch als komplexe Diskursfunktionen, z.B. chronologischer oder kausaler Art, betrachten, d.h. bestimmte sprachliche Mittel und Strukturen oder textuelle Arrangements dienen in einem bestimmten Texttyp einem Signifikations- oder Kommunikationszweck. Auf der Ebene des Gesamttextes ist die Verlaufsstruktur konventionalisiert. In der Genre-Theorie ist diese Struktur eines Textes gängigerweise als Abfolge von *stages* beschrieben worden. Eine monologische Argumentation (englisch: *exposition*) beispielsweise, wie sie etwa eine politische Rede darstellt, lässt sich demzufolge wie in Abb. 1 visualisieren.

Solche *stages* sind über die Genres hinweg mehr oder weniger gut beschrieben; z.B. lässt sich das pyramidale Schema des Erzählens (auch im Alltag) oder des Dramas als ein solches *stages*-Modell auffassen. Für die Alltagskommunikation ist aber wesentlich, dass solche generischen Formen internalisiert und automatisiert sind, sodass die Beteiligten mehr oder weniger bewusst die Genre-Konventionen erkennen und befolgen, also z.B. beurteilen können, ob es sich um eine ‚gute Rede‘ handelt, und wissen, wie eine gute Rede erstellt und gehalten wird.

²⁸ Kress: „Genre“ (wie Anm. 9), S. 24.

²⁹ Van Leeuwen: *Social Semiotics* (wie Anm. 27), S. 126.

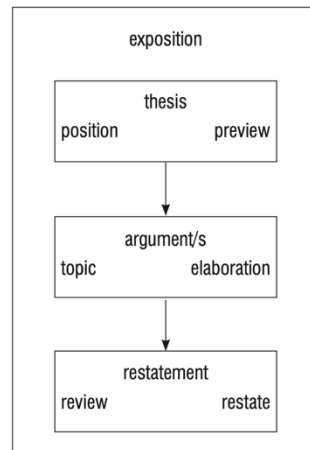


Abb. 1: Ein *stages*-Modell zur monologischen Argumentation (*exposition*).³⁰

Genre als kognitives Schema. Die Voraussetzung dafür, dass die generischen Formen von Äußerungen in der kommunikativen Interaktion erkannt und aktiv produziert werden, ist, dass sie als kognitive Schemata vorliegen. In der Schematheorie ist hinreichend entwickelt worden, dass interaktionale und kommunikative Handlungen wie andere sprachliche Regularitäten auch im Verlauf der Sozialisation kognitiv repräsentiert und mental modelliert werden. Wir verfügen über relativ genaue Vorstellungen darüber, wie eine Begrüßungshandlung, ein Restaurantbesuch oder eine Filmerzählung ‚funktionieren‘. Kognitive generische Schemata erlauben uns, komplexe Wahrnehmungen und Wirklichkeiten auf wiedererkennbare Weise zu strukturieren, zu verstehen, zu antizipieren und aktiv zu gestalten, da wir davon ausgehen, dass unsere Interaktions- und Kommunikationspartner-innen die Wirklichkeit auf ähnliche Weise wahrnehmen und organisieren.³¹ Textuelle Formen und Strukturen sind daher zugleich immer auch als kognitive Strukturen verfügbar.

³⁰ Nach: Rose/Martin: *Learning* (wie Anm. 24), S. 68.

³¹ Vgl. im Einzelnen: Wolfgang Hallet: „Gattungen als kognitive Schemata. Die multigenerische Interpretation literarischer Texte“. *Gattungstheorie und*

Genre als symbolische und epistemologische Form: Die sprachliche und/oder symbolische Verfasstheit von Genres und die Formgebung erinnern uns an Cassirers Theorie, dass symbolische Formen immer zugleich eine Form der Welterkenntnis darstellen. Dieser Ansatz ist allerdings für die große Zahl textueller Formen nicht sehr weit entwickelt worden und für viele Genres nicht gut beschrieben. Der wichtigste Versuch stammt von Jerome K. Bruner, der in *Actual Minds, Possible Worlds* zwei grundlegende generische Formen als “modes of thought” unterscheidet³², Weisen des menschlichen Denkens und Wissens, mittels derer die Welt erkannt und Wahrnehmungen strukturiert werden: “ways of ordering experience, of constructing reality” und “ways of knowing”.³³ Zum einen ist dies der *paradigmatic* oder *logico-scientific mode*, dessen Ziel die Entwicklung eines “formal or mathematical system of description and explanation” ist.³⁴ Davon unterscheidet Bruner fundamental den *narrative mode* als Strukturierung von “likely particular connections between two events”, ein Modus, der im Alltag als *storytelling* und in der Literatur in Gestalt von Romanen oder auch in Dramen omnipräsent ist. Entscheidend ist, dass beide Modi, damit sie als symbolische Form fungieren können, den Kriterien wohlgeformter Texte und deren Sprache genügen müssen: “Each of the ways of knowing [...] has operating principles of its own and its own criteria of well-formedness.”³⁵ Zu Ende gedacht bedeutet dies: Die Erschaffung eines guten Textes ist zugleich eine valide Form der Welterkenntnis oder, genauer, der Weltkonstruktion, des “world making”³⁶, wie es Bruner und Nelson Goodman nennen³⁷.

Für Narrative ist diese weltkonstruktive und epistemologische Funktion der textuellen Form ausführlich beschrieben worden.³⁸ Es bleiben

Gattungsgeschichte. Hg. Marion Gymnich/Birgit Neumann/Ansgar Nünning. Trier 2007, S. 53-69.

³² Jerome K. Bruner: *Actual Minds, Possible Worlds*. Cambridge, Mass./London 1986, S. 11.

³³ Ebd.

³⁴ Ebd., S. 12.

³⁵ Ebd., S. 11.

³⁶ Ebd., S. 14.

³⁷ Nelson Goodman: *Ways of Worldmaking*. Indianapolis, Ind. 1978.

³⁸ Vgl. Ansgar Nünning: „Making Events – Making Stories – Making Worlds: Ways of Worldmaking from a Narratological Point of View“. *Cultural Ways of Worldmaking. Media and Narratives*. Hg. Vera Nünning/Ansgar Nünning/Birgit Neumann. Berlin 2010, S. 191-214.

aber zwei Herausforderungen: Zum einen ist diese Beschreibung der epistemologischen Kraft und Funktion vieler anderer Genres – über den *narrative mode* hinaus – noch für andere generische Textformen zu leisten und auszudifferenzieren; zum anderen verweist uns besonders Nelson Goodmans Theorie der Weltkonstruktion mittels symbolischer Formen darauf, dass über sprachliche Texte hinaus im Alltag, in den Wissenschaften und in der Kunst zahlreiche andere Zeichenarten (besonders visuelle Zeichen aller Art) und deren Zusammenspiel an so gut wie allen Akten des *world-making* beteiligt sind.³⁹ Im digitalen Zeitalter kommt dieser Einsicht eine fundamentale Bedeutung zu. In dieser Notwendigkeit zur Generalisierung liegt das im nächsten Abschnitt darzulegende Argument begründet, dass der Textbegriff auf Zeichenkonfigurationen jenseits des gesprochenen und des geschriebenen Wortes ausgeweitet werden kann.

4. Multimodale Texte

In den Textwelten der Gegenwart tritt so deutlich wie kaum jemals zuvor zutage, dass so gut wie alle Formen und Prozesse der Repräsentation und der Kommunikation nicht mehr bloß wortsprachlicher Natur sind. Visuelle Darstellungs- und Kommunikationsweisen aller Art, vor allem fotografische, aber mittlerweile auch videografische oder diagrammatische, haben in allen medialen Umgebungen einen hohen Grad an Normalität erreicht, auch in solchen, die, wie z.B. die journalistischen Printmedien, über sehr lange Zeit und teils bis in die 1990er Jahre hinein vom Schrifttext dominiert wurden. Es ist heute kaum noch vorstellbar, dass große Tages- oder Wochenzeitungen im schwarzweißen Modus des gedruckten Wortes erscheinen. Freilich weist uns diese Beobachtung darauf hin, dass die bedruckte Papierseite, die nach wie vor in der Literatur, aber auch in vielen wissenschaftlichen Disziplinen der Normalfall der Darstellung ist, nur *ein* semiotischer Modus unter vielen anderen denkbaren ist.

Diese semiotischen Modi unterscheiden sich fundamental dadurch, dass sie auf anderen Zeichensystemen, also anderen semiotischen Ressourcen beruhen, deren spezifisches Arrangement die von Halliday in den drei Metafunktionen beschriebenen Leistungen erfüllen muss, damit sie

³⁹ Vgl. dazu die medienorientierten Ansätze in Nünning/Nünning/Neumann (Hg.): *Cultural Ways of Worldmaking* (wie Anm. 38).

eine bedeutungsgenerierende und kommunikative Funktion erlangen und als textuelle Einheit im Diskurs erkennbar sind. Zu den geläufigsten und alltagsweltlich relevantesten Modi gehören die Fotografie oder z.B. kartographische Darstellungen.⁴⁰ Diese verdeutlichen auch am besten, dass alle semiotischen Modi, sollen sie als Texte im Diskurs fungieren, einer abgeschlossenen Form (im Englischen: *frame, boundedness*), also einer *textual function*, und eines dekodierbaren Inhaltes (*ideational function*) bedürfen. Texte aller Art, natürlich auch solche in Wort und Schrift, sind also in diesem Sinne “semiotic resources, ‘templates’ for doing communicative things. [...] [They are] culturally and historically specific forms of communication and they realize culturally and historically specific power relations between the communicating parties.”⁴¹

Zu einer umfassenden Theorie der kulturellen Kommunikation wird ein solches semiotisches Textverständnis aber erst, wenn man hinzunimmt, dass solche Modi in der Regel nicht je für sich Verwendung finden. Die Kombination von Schrifttexten, Bildern, Grafiken und diagrammatischen Darstellungen in einem einzigen Kommunikationsakt ist heute eher ein Normal- als ein Sonderfall. Jeder Zeitungsartikel, das Fernsehbild einer Nachrichtensendung oder auch, ganz herkömmlich, jedes Werbeplakat verdeutlicht uns dies. Vor allem aber hat natürlich das Aufkommen der elektronischen Repräsentation und Kommunikation mit ihren multimedialen Hypertexten, wie sie jede Webseite und jede Internet-Plattform anbietet, der Kombination mehrerer semiotischer Modi – der Multimodalität der Alltagskommunikation also – zum Durchbruch verholfen, sodass digitale Texte in der Regel stets multimodal sind.⁴²

In einem solchen multimodalen Ansatz wird auch deutlich, dass Akte der Generierung und Kommunikation von Bedeutungen stets mit einer Wahl der jeweils zweckdienlichen oder effizienten semiotischen Modi verbunden sind, da diese sich im Kern durch ihre repräsentationale oder kommunikative Leistungsfähigkeit (im Englischen: *affordance*) unterscheiden:

⁴⁰ Vgl. einführend zu allem: van Leeuwen, *Social Semiotics* (wie Anm. 27).

⁴¹ Ebd., S. 128.

⁴² Vgl. die grundlegenden Schriften von Gunter Kress/Theo van Leeuwen: *Multimodal Discourse. The Modes and Media of Contemporary Communication*. London, 2001, sowie von Gunter Kress: *Multimodality. A Social Semiotic Approach to Contemporary Communication*. London/New York 2010.

In a social-semiotic approach to mode, equal emphasis is placed on the affordances of the material 'stuff' of the mode (sound, movement, light and tracings on surfaces, etc.) and on the work done in social life with that material over often very long periods.⁴³

Am Beispiel der Fotografie: Die kulturelle Bedeutung und Beliebtheit von Fotos rührt nicht zuletzt aus deren Fähigkeit zur instantanen Kommunikation komplexer Sachverhalte über verschiedene menschliche Sprachen hinweg, und zwar in einer Weise, die die Wortsprache nicht zu leisten vermag.

Erst ein solches multimodales Textverständnis erlaubt es, textuelle Formen in ihrer gesamten Bandbreite und in all ihren kulturellen und kommunikativen Funktionen zu erfassen. Auch kann man nur auf diese Weise der großen Dynamik der Herausbildung neuer textueller und medialer generischer Formen, wie sie gegenwärtig besonders eindrücklich an Beispielen wie Video-Blogs (*Vlogs*) oder *Instagram Poetry* beobachtbar ist, Rechnung zu tragen.⁴⁴ Nur ein multisemiotischer Ansatz kann sehr bedeutsame multimodale Textformen wie z.B. den Film wirklich ‚lesbar‘ machen.⁴⁵

Auch auf dem Feld der Literatur sind nur mit einem solchen weiten Textbegriff Prozesse des generischen Wandels und der Herausbildung neuer (Sub-) Genres zu erfassen. Dass neue Formen des Romans wie die *Graphic Novel* oder der multimodale Roman multisemiotisch verfasst sind, stellt die herkömmlichen Vorstellungen vom ‚Lesen‘ infrage und konfrontiert die Philologien mit ganz neuen Fragestellungen jenseits der Wortsprache und der alphabetischen Zeichen. Damit tritt deutlich zutage, dass der

⁴³ Kress, *Multimodality* (wie Anm. 42), S. 80.

⁴⁴ Vgl. Wolfgang Hallet: „Medialisierung von Genres am Beispiel des Blogs und des multimodalen Romans: Von der Schrift-Kunst zum multimodalen Design“. *Medialisierung des Erzählens im englischsprachigen Roman der Gegenwart. Theoretischer Bezugsrahmen, Genres und Modellinterpretationen*. Hg. Ansgar Nünning/Jan Rupp. Trier 2011, S. 85-116. Vgl. auch den Band: Michael Basseler/Ansgar Nünning/Christine Schwanecke (Hg.): *The Cultural Dynamics of Generic Change in Contemporary Fiction. Theoretical Frameworks, Genres and Model Interpretations*. Trier 2013.

⁴⁵ Vgl. den grundlegenden filmsemiotischen Ansatz von James Monaco: *How to Read a Film. The Art, Technology, Language, History, and Theory of Film and Media*. New York/Oxford 1977.

narrative Diskurs dieser literarischen Formen mit den herkömmlichen Werkzeugen der ‚Textanalyse‘ nur noch bedingt zu erfassen ist.⁴⁶

5. Ausblick

Nach all diesen Überlegungen stellt sich heraus, dass die im Titel des Beitrags ausgewiesene These kein Wortspiel und keine Banalität ist: Texte verweisen in ihrer sprachlich-diskursiven Gestalt nicht nur stets über sich selbst hinaus auf Kontexte der sozialen und kulturellen Interaktion und Kommunikation; vielmehr ist genau diese ihnen eingeschrieben bis hinunter auf die Ebene der Lexik, der Syntax und der textuellen Struktur. Diese Einbettung in das soziale und kulturelle ‚Feld‘, wie es Michael A.K. Halliday nennt, determiniert auch letztlich die in und von einem Text generierten Bedeutungen. Wenn man demzufolge Bakhtins Prinzip der Dialogizität aller Texte (oder mit Roland Barthes, Julia Kristeva u.a.: der Intertextualität) ernstnimmt, muss man in Rechnung stellen, dass gerade im digitalen Zeitalter eine Vielzahl anderer semiotischer Modi in jeden Text hineinspielt: Bilder, diagrammatische Darstellungen oder visuelle Metaphern aller Art bestimmen als kulturelles Wissen und kommunikative Praxis die Bedeutungen in und von Texten ebenso wie herkömmliche Worttexte.

Die Herausforderungen, die sich aus diesen eher banalen Beobachtungen für die Philologen und die Textwissenschaften (als Wortwissenschaften) ergeben, sind erheblich. Denn zum einen erweitert sich, wie man an filmischen oder an Comics-Texten sehen kann, die Bandbreite ihrer Gegenstände erheblich. Noch genauer: Die Konstruktion ihrer Gegenstände unterliegt der gleichen Dynamik und dem gleichen Tempo wie das Aufkommen neuer (multimodaler) textueller und generischer Formen. Zum anderen muss in Zeiten von *Instapoetry* – als Kombination grafischer oder fotografischer Bilder und Lyrik in einer digitalen, interaktiven Umgebung,

⁴⁶ Vgl. Wolfgang Hallet: „The Multimodal Novel. The Integration of Modes and Media in Novelistic Narration“. *Narratology in the Age of Interdisciplinary Narrative Research*. Hg. Sandra Heinen/Roy Sommer. Berlin/New York 2009, S. 129-153, sowie ders.: „The Rise of the Multimodal Novel: Generic Change and Its Narratological Implications“. *Storyworlds across Media. Towards a Media-Conscious Narratology*. Hg. Marie-Laure Ryan/Thon, Jan-Noël. Nebraska 2014, S. 151-172.

der damit häufig verbundenen Aufführungspraxis der Autor_innen vor Live-Publikum, ergänzt und dokumentiert durch die Präsentation auf Video-Kanälen im Internet – eine ganze Gattung als transmediale Praxis mit multisemiotischer Artikulation und Präsentation verstanden werden. Damit werden aber zugleich herkömmliche disziplinäre Herangehensweisen und das damit verbundene Expertentum in Frage gestellt, sofern es auf den monomodalen Wortmodus gerichtet ist. Zugespitzt gesagt, verlangen neue multimodale textuelle Formen, für die ja *Instapoetry* oder der multimodale Roman stellvertretend als lediglich zwei literarische Beispiele gelten können, nach interdisziplinären Ansätzen. Nur auf diese Weise können in textwissenschaftliche Analysen und Betrachtungen die erforderlichen bild-, medien- oder kulturwissenschaftliche Erkenntnisse und Methoden integriert werden. Textwissenschaft ist im 21. Jahrhundert nur zugleich als Medien- und als Kulturwissenschaft denkbar.